Ihr Germanistikstudium hat Anna Papst abgebrochen: Sie habe eh immer geschwänzt, um im Theater zu arbeiten. Foto: Doris Fanconi

Ohne Hemmungen mitten ins Theaterleben

Anna Papst inszeniert Robert Walser und schreibt fürs Schauspielhaus. Jetzt gastiert die 27-jährige Zürcher Autorin und Regisseurin in der Roten Fabrik.

Von Alexandra Kedves

Das haut uns aus unsrer Besucherbequemlichkeit: Da wächst und wächst ein weisser Ballon, und der Schauspieler, dessen Kopf allmählich hinter dem Ungetüm verschwindet, scheint zu schwanken: jeder Puster ein Risiko für ihn und ein Nervenkitzel für uns. Was soll das? Platzt das Ding gleich? Und wo ist Robert Walsers einziges Mundartstück «Der Teich» (1902) bei alledem abgeblieben?

Die junge Regisseurin Anna Papst lässt sich nicht drängen; und während Walsers Alter Ego Fritz vorn auf der Bühne des Theaters Tuchlaube in Aarau schier die Luft ausgeht, halten wir den Atem an. «Zusammen atmen – und das sieben lange Minuten: Das ist ein gemeinsamer Anfang von Publikum und Spielern, eine Initiation. Luk Percevals Idee vom Ritual im Theater hat mich dazu inspiriert», sagt die 27-Jährige nach der Premiere mit derselben Entschlossenheit, mit der sie die ganze Regie geführt hat – ihre erste professionelle, von der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) komplett unabhängige. Anna Papst ist eine, die nicht die einfachen, komfortablen Wege sucht, grundsätzlich nicht und ästhetisch schon gar nicht.

Mut und Optimismus für zwei

Dazu gehört auch, dass sie das Studium der Germanistik und Ethnologie hinschmiss («Ich hab eh immer die Uni geschwänzt, wenn ich als Assistentin am Theater Basel etwas zu tun hatte»), Regie studierte an der ZHdK und in New York, gleichzeitig Dramen schrieb, Theater machte. Ihr erstes ausgewachsenes Stück, «Die Schläferinnen», inszenierte Anna Papst auch gleich selbst – am Theater Neumarkt.

Einen Plan B für den Fall, dass das mit der Kunst nicht klappt, hat sie nicht, dafür aber Mut und Optimismus für zwei. Zum Glück: Denn die Theaternovizin mit der frisch-frechen Frisur und dem frisch-frechen Blick ist gefragt in Off-Szene und Institutionen. Zurzeit arbeitet sie als Dramaturgin bei einem Projekt von Mats Staub mit, ein Tanzprojekt mit Schülern ist in Planung, ihr Walser-Abend ist auf Tournee und kommt am 5. Dezember nach Zürich; und von ihrem Stück, das 2013 am Schauspielhaus uraufgeführt wird, entwickelt sie gerade die dritte Fassung. Ein Hörspiel würde sie auch sehr reizen.

Ist das nicht zu viel und zu viel Verschiedenes? – Auf keinen Fall, meint die junge Frau: «Die Arbeit am Theater macht glücklich.» Egal, in welcher Form. In der Theater-AG an der Kantonsschule Rämibühl wurde sie infiziert, spielte, was die Bretter hielten; als Austauschschülerin in Südafrika überlebte sie in der Rolle des «tough girl», derweil auf dem Schulhof die Drogendealer ihren Geschäften nachgingen und der Ton überhaupt rau war. Nach der Matura machte sie mit ein paar anderen Angefressenen ihr eigenes Theater und assistierte an grossen Bühnen. Und was sie will, ist: mehr davon. Jede gemeinsame «Forschung» für ein Stück, jede Probezeit sei aufregend, erfüllend.

> Ist das nicht zu viel und zu viel Verschiedenes? Auf keinen Fall, sagt sie: «Die Arbeit am Theater macht glücklich.»

Die Krise lässt offenbar nicht nur das Theater blühen, das sich an der Gegenwart reibt, sondern auch den Theaternachwuchs. Wenn sowieso alle Sicherheiten futsch sind, «dann kann man sich auch ohne Hemmungen ins Theaterleben werfen», sagt Anna Papst lachend.

Nicht gelacht hat sie allerdings, als sie erfuhr, dass die Zürcher Kultformation 400asa, die sie sehr schätzt, sich ausgerechnet das gleiche abgelegene kleine Werk des grossen Schweizers vornimmt. Aber Anna Papst wäre nicht, wer sie ist, wenn sie dann aufgegeben hätte. «‹Der Teich› sind zehn, fünfzehn Seiten Schweiz pur: Dieses Verknorzte, Verdruckste, was uns allen innewohnt, diese typisch helvetische Maulfaulheit, das wollte ich unbedingt machen.»

Nun ist ihr «Teich» auch eine völlig andere Geschichte geworden als jener zauberhafte 400asa-Sommerspaziergang durch die Allmend, der mit einer klugen Collagetechnik das Herz des schmerzerfüllten Dramas zu öffnen suchte. Was jetzt in die Rote Fabrik kommt, ist eine konsequente, fadengerade Choreografie in karger Kulisse mit ganz wenig Fremdtext. Körper und Kopf tanzen einen Pas de deux; das Seelentheater sucht seinen Ausdruck in gekrümmten Körpern, gestischen Refrains und reflexiven Einschüben. Die Journalistentochter (ihr Vater leitet den Kulturteil der «NZZ am Sonntag») liebt starke Bilder. Sie ist ein Fan von Marthaler, Häusermann und der belgischen Tanztheatercompagnie Peeping Tom, und die Lust am pulsierenden Gliederalphabet ist in «Der Teich» unverkennbar.

Die Faszination des Leidens

Da steht der junge Fritz verklemmt im Raum herum wie ein Alien auf Besuch. Er fühlt sich ungeliebt, verhöhnt von seiner Schwester, übersehen von seiner Mutter, verachtet von seinen Kameraden. Ein fiktiver Selbstmordversuch soll die Wende bringen und tut es auch; aber was dann aus seiner Mutter herausbricht, hat, in Anna Papsts Inszenierung, pädophile Untertöne.

Die Übermama, Urmama thront in einem Sessel, und aus dem stillen Bild schreit Gewalt. Überhaupt ist der stumme Schrei, der so punktgenau zu dieser schmollenden und auch tragischen Walser-Figur passt, an dem Abend oft zu hören; nur ab und an wird die Körpersprache durch allzu plakative Züge verzerrt.

Das Leiden an den Mitmenschen und der irre Sprung in einen Erlösungsversuch hinein fasziniert die Theaterschaffende – die in ihrem dicken Wollpulli wirkt, als ob sie selber wenig umhauen könnte – bei Fritz und bei ihrer neuen Heldin: Anna Papsts Schauspielhausprojekt «Die Gottesanbeterin» skizziert das Schicksal einer Frau, die sich und ihren Verstand in einer Freikirche verliert. Bis die Blase platzt, in der sie lebt.

«Der Teich»: Rote Fabrik, 5.–12. Dezember. «Die Gottesanbeterin»: März 2013.

«Gott bewahre uns vor der Einförmigkeit!»

Der Algerier Boualem Sansal hat eine nostalgische Geschichte des Maghreb geschrieben.

Von Martin Ebel

Boualem Sansal ist ein kritischer Wegbegleiter des arabischen Frühlings, ein Beobachter nicht von aussen, sondern von innen heraus. Der französisch schreibende Algerier ist einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden, als er im vergangenen Jahr den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt. In seiner Dankesrede in der Frankfurter Paulskirche hatte Sansal auch die Geschichtsvergessenheit der Algerier und überhaupt der Nordafrikaner kritisiert. Man verleugne die Tradition der Vielfalt zugunsten einer künstlichen und unwahren Einheitsgesellschaft.

In einem kleinen Buch hat er selbst versucht, diese Geschichtsvergessenheit zu korrigieren. Es ist 2007 in Frankreich erschienen und liegt jetzt unter dem Titel «Maghreb – eine kleine Weltgeschichte» auch auf Deutsch vor. Der etwas paradoxe Titel soll zeigen, dass es zwar um eine Region geht, den Maghreb, dass sich in dieser Region aber Weltgeschichte abgespielt hat – von den ägyptischen Hochkulturen über den Sturmlauf des Islam, von den Kaperfahrten der Mittelmeerpiraten bis hin zum europäischen Kolonialismus.

Es ist ein schwärmerisches, subjektives Buch, fast mehr ein Werk der Literatur als der Historiografie. Für Boualem Sansal steht das menschliche Gedächtnis im Zentrum, eine fehlbare Instanz. Aber durch sie lebt Geschichte, sonst bliebe sie toter Buchstabe. Sansals Buch ist voller Melancholie in der Erinnerung an grosse Momente und verpasste Chancen. Es ist auch voll Bedauern darüber, was hätte sein können und nicht gewesen ist.

Sein Erinnern ist sinnlich, bemüht alle Sinne, auch den, dem man die intensivste Bewahrungskraft nachsagt: den Geruchssinn. Wenn Sansal die altägyptische Stadt Theben zu neuem Leben erweckt, ist das von einer olfaktorischen Präsenz, die hinter Patrick Süskinds «Parfüm» nicht zurücksteht. Man möchte fragen: «War denn der Autor dabei?» Die Antwort: Ja, er war dabei, denn er gibt seiner Erinnerung menschliche Gestalt in Form verschiedener Inkarnationen. Die erste ist der Sohn eines Wagenmachers, der zum Schreiber ausgebildet wird und später als Wanderpriester Ägypten durchstreift. Er stösst in den Provinzen auf allerlei Missstände, die er aber mit Rücksicht auf die Mächtigen nicht offen anspricht, sondern in Fabeln und Geschichten fasst. Wenn man so will, der erste Dichter-Dissident.

Die Helden scheitern allesamt

Sansals Protagonisten sind alles Berber, denn die Berber sind für ihn die ursprünglichen und eigentlichen Bewohner Nordafrikas. Ein offenes, anpassungsfähiges und aufnahmewilliges Volk aus den Tiefen Afrikas, das nach Ägypten zog und später nach Westen. Verlierer der Geschichte, meistens. Etwa in den uns aus dem Geschichtsunterricht bekannten punischen Kriegen, die Numidien zum ersten Mal auf die Vorderbühne der Weltgeschichte bringen. Boualem Sansal schlägt hier einen heroisierenden Ton an, den man zugleich auch als Parodie des heroischen Genres lesen kann. Seine Helden scheitern allesamt mit ihren Plänen eines Berber-Grossreiches – aus Unfähigkeit, Grössenwahn, inneren Streitigkeiten oder Übermacht der Gegner. Wenn er sich an Schlachten erinnert, sind es Niederlagen. Diese speisen aber nicht, wie etwa die Fixierung der Serben auf die Schlacht am Amselfeld, Ressentiment und Rachegelüste, sondern Trauer und Nostalgie.

Meist lebten die Numider unter der Fuchtel wechselnder Eroberer, gegen die sie sich mit erstaunlicher Hartnäckigkeit und fast immer erfolglos auflehnten, unter der Führung von Männern wie Jugurtha, der für Sansal das Modell für alle Rebellen im römischen Imperium darstellte, oder Tacfarinas, der die Guerillataktik erfunden habe.

Erfolgreicher waren die Berber auf geistigem, genauer: geistlichem Gebiet. Die grösste Figur hier ist Augustinus, Sohn romanisierter Berber und einer der wichtigsten Kirchenlehrer. Seine Rolle in der Geschichte findet nicht Sansals uneingeschränkte Zustimmung. Augustinus habe, statt das Unabhängigkeitsstreben seines Volkes zu unterstützen, die staatliche Repression verteidigt. Von da an schlägt er einen gewagten Bogen zu modernen Theokratien und dem islamistischen Nihilismus.

Geschichte von unten

Manchmal überspringt Sansal in seinem Parcours ganze Jahrhunderte, wenn sie allzu finster sind, hält sich lieber bei Lichtgestalten auf wie al-Kahina, der Königin von Dscharawa, eine Jüdin, die eine Zeit lang den Arabern die Stirn bot. Oder bei den bedeutenden Gelehrten Nordafrikas, deren Vermittlung des antiken Erbes die europäische Renaissance auslöste. Dass sich die Berber im 16. Jahrhundert, als das Mittelmeer von Kaperschiffen verschiedenster Nationen und Glücksritter beherrscht wurde, tatkräftig am Sklavenhandel beteiligten, kommentiert Sansal so: «Ich schäme mich noch heute, fünf Jahrhunderte später, dafür.»

Boualem Sansals kleine Weltgeschichte des Maghreb ist immer eine Geschichte von unten, nie nimmt er die Perspektive der Macht ein, immer die derjenigen, die sich mit wechselnden Machthabern arrangieren müssen. Und dabei immer wieder Mischkulturen schufen, die für Sansal die fruchtbarsten Kulturen sind. Deshalb ist sein kleines nostalgisches Buch auch eine Warnung vor jeder Uniformisierung, natürlich vor allem durch den militanten Islam.

«Gott bewahre uns vor aller Einförmigkeit, sie ist die Negation des Lebens schlechthin», ruft der Erzähler aus, als die Araber im 7. und 8. Jahrhundert Nordafrika überrennen. Das Echo dieses Rufes reicht bis in die Gegenwart, in der ein Autor wie Sansal in einem Provinzstädtchen sein Leben fristet, von der gesteuerten Presse seines Landes entweder ignoriert oder geschmäht wird und nicht wissen kann, ob um die Ecke nicht schon ein Attentäter auf ihn lauert.

Es ist ein melancholisches, manchmal tieftrauriges, manchmal sarkastisches und zorniges Buch. Geschichte macht selten fröhlich. Aber einen Funken Hoffnung gestattet Sansal sich doch. Schliesslich ist nach der Niederschrift der arabische Frühling angebrochen, was immer an Herbsten und Wintern auf ihn folgen mag.

Boualem Sansal
Maghreb – eine kleine Weltgeschichte.
Aus dem Französischen von Regina Keil-Sagawe.
Berlin University Press 2012.
128 S., ca. 28 Fr.

Nun lesen die Übersetzer fürs Volk

Seit September befindet sich Martin Scharfe in Zürich und nimmt mit seiner Videokamera Menschen auf, die aus ihren Lieblingsbüchern vorlesen. Die Lesungen stellt er dann ins Netz, und jeder kann sie unter http://volkslesen.tv anklicken und anhören. Alle drei Monate sucht Scharfe eine andere Stadt auf, jede Woche tritt eine andere Bevölkerungsgruppe auf seiner Seite auf. Aus Zürich waren das in den letzten Wochen unter anderem Pfarrer, Dadaisten, Migranten, Bademeister, Raucher und «die Ladys vom See». In dieser Woche sind nun die Übersetzer dran – eigentlich: Die Übersetzerinnen, von denen es in dieser Stadt nicht wenige gibt. Zu sehen und zu hören sind Pia Schell (liest einen Auszug aus «Mein Herz so weiss» von Javier Marias – passenderweise ein Roman über einen Dolmetscher), Jenny Sigot Müller («Entre deux voix: Journal d'une jeune interprète de conférence» ist ihr eigenes Romandebüt und erlaubt einen Blick in die Dolmetscherkabine), Yve Delaquis («Mémoires d'un tricheur» von Sacha Guitry) und Barbara Malmsheimer (Gedichte). Natürlich stehen auch die Lesungen der vergangenen Zürcher Wochen noch auf der Seite. *(ebl)*